Literatinnen um 1900

Joe Lederer
Das Mädchen George

Herausgegeben von Hartmut Vollmer

Igel Verlag *Literatur*

Joe Lederer, um 1928

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in *Der Deutschen Nationalbibliografie*; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über *http://dnb.ddb.de* abrufbar.

Joe Lederer:
Das Mädchen George

1. Auflage 2008
ISBN 978-3-86815-638-6

© Igel Verlag GmbH, Hamburg, 2013 (www.igelverlag.com)
Alle Rechte vorbehalten

François Bruckner, Oberbuchhalter der Firma Winter & Glück, war der Vater des Mädchens George. Er stammte aus einem alten und reichen Hause und war, ein liebenswürdiger, leichtherziger Vagabund, knapp vor dem Abitur seiner Familie entlaufen, um sein eigenes Leben zu leben. Er hatte zwanzig Jahre lang versucht, sich einen Weg zu schaffen, hatte in Hunger und Elend noch immer von dem großen Glück geträumt, das eines Tages kommen würde, kommen mußte. War Adressenschreiber, Hauslehrer, Bürobeamter gewesen. Als Oberbuchhalter der Firma Winter & Glück, unter der Fuchtel der beiden Chefs, niedergedrückt vom Prokuristen, war er noch immer hoffnungsvoll, noch immer der heitere, glänzende Sohn eines vornehmen Hauses, im abgetragenen Mantel der große Herr.

Damals lernte er Marie kennen, eine blauäugige und rotwangige Frau. Sie hatte ihr Schicksal gehabt: sie war schwanger gewesen, der Mann hatte sie verlassen, und sie mußte ihre Schande aus dem Dorf in die große Stadt tragen. Gab das Mädchen, das sie zur Welt brachte, in Pflege und schlug sich als Wirtschafterin durchs Leben, mutig und stark, eine kluge Bäuerin.

Diese Frau versprach François vor dem Altar, ihm treu und gehorsam zu sein, ihn zu lieben und ihm zu dienen, bis der Tod sie scheide.

Aber sie tat tausendmal mehr als ihre gelobte Pflicht, sie bewunderte François, der Bücher las, die sie nicht verstand, in englischer Sprache mit Freunden korrespondierte, sie hätschelte ihn wie ein Kind, liebte ihn dankbar und demütig.

Und François, siebenunddreißig nun, wartete weiter auf sein großes Glück. Er war ein Phantast, aber tapfer.

Sein Leben schien ruhiger geworden zu sein; mit Marie, ihren weißleuchtenden Tischtüchern, der kleinen achtjährigen Berta, war Ordnung und Gleichmäßigkeit eingezogen. François fühlte die neuen Pflichten als bedeutsames Glück und trug es mit würdiger Geste.

Aber nach einem Jahr, es war im Frühling, gerade als Marie vor ihrer Entbindung stand, verlor er seine Stellung. Seine nonchalante, überlegende Art, die ausländischen Zeitungen auf dem Bürotisch, sein nachsichtiges Lächeln waren den Herren Winter und Glück von Anfang an eine Erniedrigung und beinahe eine Drohung gewesen. Als sie einen anderen fanden, der genau so tüchtig, klug und ein demütiger Prolet war, bekam er seine Kündigung. François war keine Minute verzagt.

„Es ist gut so!" sagte er zu Marie. „Ich hätte dort nie Karriere machen können! Ich war ein Galeeren-Sklave."

François liebte es, in großartigen Bildern zu sprechen.

„Jetzt bin ich frei. Ich werde uns eine glänzende Zukunft bauen!"

Er wurde Platzvertreter.

Er lief mit zwei großen, schweren Koffern durch alle Bezirke der Stadt, fand „crapule" und „Leute, mit denen man sprechen kann", verdiente ein Viertel seines früheren Gehaltes.

Als Marie ängstlich wurde, die Mahlzeiten nur mehr aus Suppe bestanden, niemand mehr borgen wollte, sagte François, der heitere, tapfere François:

„Ich werde etwas anderes anfangen. Das Glück liegt auf der Straße, – es läßt sich finden."

An diesem Tag, er hatte es eilig, dem Glück nachzulaufen, stürzte er von der Straßenbahn und mußte ins Krankenhaus gebracht werden.

Marie lief mit ihrem schweren Leib zu all seinen Bekannten um Geld.

„Er muß in einem Extra-Zimmer liegen! Sie verstehen, nicht wahr? François kann nicht mit Mob und Snob zusammen in einem Saal sein!“

„Mob und Snob“ war eine Redensart von François, die er verachtungsvoll durch die Zähne pfiff.

So lag François im Krankenhaus, empfing in einem schönen, lichten Zimmer ununterbrochen Besuche: seinen Buchhändler, der nie den Mut fand ihm eine Rechnung zu schicken; ein Bildhauergenie, das er mit Hennessy und Zigaretten unterstützt hatte; eine Flickschneiderin, der er die Geheimnisse der Volksseele entlockte; einen Schulkameraden, der auch nichts im Leben erreicht hatte.

Diese bunte Gesellschaft verband nur eines: François zu verwöhnen, zu lieben und zu bedauern.

In diesen Tagen kam das Mädchen George zur Welt.

Zuerst war François enttäuscht. Er hatte einen Sohn ersehnt und erwartet. Seine Geschwister waren Mädchen, die nun Namen fremder Männer trugen, er war der Letzte dieser alten und auf ihr Alter stolzen Familie. Aber er söhnte sich mit der Tatsache aus, und als er aus dem Krankenhaus kam, sein Kind sah, ergriff ihn die erste und einzige Leidenschaft seines Lebens.

Wenn er an die gepflegte Behaglichkeit seiner eigenen Kindheit dachte, an Duft und Ruhe des Reichtums, zerfraß es ihm das Herz.

Was konnte er seinem Kind mit auf den Weg geben? Nichts – fast nichts.

Ein bettelarmer Adorant, legte er ihr den letzten Rest vergangener Herrlichkeit zu Füßen: er gab ihr den Namen seines Vaters.

So trug ein gutmütiger oder unwissender Beamter getreulich ein, daß François Bruckner und seiner Ehefrau Marie eine eheliche Tochter, George Bruckner, geboren worden war.

In dieser Zeit geschah es auch, daß François' Mutter, eine schöne alte Dame, zur größten Aufregung des Vorstadthauses atlasglänzend vorfuhr, um ihr Enkelkind zu sehen. Sie ging auf gebrechlichen Füßen die vier Treppen hinauf, fand Marie, die erschrocken und geblendet von dieser Pracht kein Wort zu sagen wußte, nannte sie „liebste Frau Marie" und nahm die kleine George in den Arm. Sie weinte ein wenig, wie hilflose alte Damen weinen, sagte, daß ihr Gatte und François' Schwestern sich nicht mit ihm versöhnen wollten, daß sie selbst nicht helfen könnte. Sie weinte, lächelte dem Kind zu und bat, François nichts von ihrem Besuch zu erzählen.

In ihrem altmodischen, großen Wagen fuhr sie fort und ließ den Glanz einer fremden, schönen Welt zurück, der tagelang durch Blut und armselige Wohnung zitterte.

Dieser Besuch ließ sich vor François nicht verheimlichen. Er hatte noch lange danach große, verwirrte Augen, ein erstauntes und nichtbegreifendes Lächeln, wenn er in dem Zimmer war, in dem er, Marie, die kleine Berta und George lebten, in das alle Küchendünste hereinschlugen.

Er lag viele Nächte lang schlaflos und rauchend, hörte nicht, wenn Marie ihm zusprach, als hätte er einzig die Stimmen einer anderen Zeit, einer anderen Welt im Ohr, die laut und überlaut nach ihm riefen.

Er verbrachte viele Stunden damit, Briefe an seine Eltern, seine Geschwister zu schreiben, ließ plötzlich allen Stolz, mit dem er Jahre voll Demütigung und Not getragen hatte. Er schrie, bettelte: in diesem Kind werde ich nochmals meinen Weg beginnen, vorstürmen zum Ziel, erreichen, was ich vor zwanzig Jahren verspielt und verzettelt habe! Er lag auf den Knien und befahl: „Helft! Jetzt ist es Zeit zu helfen!"

Aber dann zerriß er die Briefe wieder, wußte zu genau, daß er von seiner Familie vergessen, in Zorn und Schande vergessen war, daß er unten bleiben mußte, wohin er freiwillig gegangen.

Marie half ihm in dieser Zeit, der schlimmsten, die er erlebte, so gut sie konnte. Sie lief mit seinen Koffern durch die Stadt, sie bat, handelte, verkaufte. Zwei- oder dreimal des Tags kam sie heim, stillte das Kind, zankte mit der kleinen Berta, die sich herumtrieb, kochte das bißchen Essen. Und wieder fort, wieder treppauf, treppab, durch Straßen und Geschäfte. Abends saß sie abgehetzt bei Tisch und wartete, daß François heimkäme. François saß im Kaffeehaus und spielte komplizierte Schachpartien, studierte den Stellungs-Markt der Zeitungen durch. Er sprach sehr selten und unsicher von dem großen Glück, das auf der Straße lag und sich finden ließ.

Dann kam der Brief der englischen Gummifirma, daß sie „auf die Fähigkeiten des Herrn Bruckner aufmerksam gemacht" ihn als Leiter für ihre hiesige Filiale engagieren möchte ...

François hatte keine Ahnung, wer dies Haus auf seine Fähigkeiten aufmerksam gemacht haben konnte, bis ihm plötzlich einfiel, daß seine Mutter in London Freunde hatte, und er war nahe daran, gekränkt und in all seiner Hilflosigkeit getroffen, die Stellung abzulehnen.

Da war es wieder Marie, die Kluge, die bat, besänftigte, und nicht zuletzt das kleine Mädchen George, die ihn bestimmten, anzunehmen.

Nach einer Woche war François, obwohl die Filiale ein junges, bescheidenes Geschäftchen war, in einem neuen Glückstaumel. Er kaufte auf Kredit eine Unzahl fachmännischer Bücher, die er sorgfältig aufschnitt und einmal durchblätterte, sprach nur von Gummi, dachte nur Gummi, träumte nur Gummi. In einem halben Jahr war er eingearbeitet, in einem Jahr gründlichster Kenner der Fabrikationsarten, des Marktes. Nach drei Jahren hatte er Geld erspart und „den Kram eigentlich schon satt!"

Von diesem Geld konnte man eine bessere Wohnung nehmen, richtete fünf Zimmer neu ein, es gab ein weißgekacheltes Badezimmer, Kindermädchen, Köchin.

Das Geschäft ließ ihm genug Zeit, die Erziehung seiner Tochter zu leiten. Als George sechs Jahre war, wußte sie bereits, daß diese Wohnung viel zu arm sei für sie, daß ihre Großeltern in einem Palais wohnten. Sie wußte, daß sie viel zu lernen hatte, um so klug zu werden wie die Frauen ihrer Familie, zu denen sie trotz allem gehörte. Sie hatte einen guten Vater, François, der alles tat, um sie zu einem reichen Mädchen zu machen, der in diesem tristen Gummigeschäft sein Leben verbrachte, damit sie einmal schön und glänzend auf den großen Bällen tanzen, im eigenen Wagen zum Rennen fahren konnte.

„Geld ist wichtig", erklärte François seiner Tochter, „selbst wenn man es nur braucht, um es zum Fenster hinauszuwerfen."

Er klimperte mit ein paar Münzen, die er lose in der Tasche trug, und sang feierlich:

„Reichtum macht das Leben süß,
macht es nie zur Last …"

George liebte ihren Vater so sehr, daß Marie, die arme Mama, ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, eine bescheidene Statistin, die den Dialog der beiden Stars nicht unterbrechen durfte. Ein Etwas, das schalt und zornig wurde, wenn man sein Kleid zerrissen, ein Taschentuch verloren hatte, immer außerhalb der tausend Geheimnisse blieb und nichts verstand von der glühenden Leidenschaft für François, den man unbedingt heiraten wollte, wenn man erst erwachsen war.

„Vielleicht den Prinzen aus der letzten Geschichte – aber nein, doch lieber dich! Oh, François, kein Kind hat einen Vater wie ich!"

George hatte sehr zeitig lesen gelernt, so schnell und mühelos, als hätte sie sich nur an längst Gekonntes erinnert.

Das große Erlebnis ihres achten Jahres war die Entdeckung des Bücherkastens. Sie las die Geschichte des Dorian Grey, die Königsdramen, Heine. Wenn François heimkam, rezitierte sie mit hoher Stimme Monologe, Gedichte, Prosastellen. François lachte und war entzückt. Marie glänzte, rotwangig, mit stolzen Augen. George war der Zentralpunkt, um den sich alles drehte: Dienstboten, Berta, die sonst eigenwillig ihre Wege ging, Marie, das Gummigeschäft, François. Und François war die Welt!

François war die Welt und George ihr Mittelpunkt. So war alles gut eingerichtet.

François war grau, hatte ein kleines Bankkonto. Aber alles, was er verdiente, war zu wenig, es genügte nicht, George zum reichen Mädchen zu machen. Marie sollte mit verdienen. Er kaufte ein Modenwarengeschäft, das sie führen sollte. In kurzer Zeit, „nur ein, zwei Jahre", würde man reich sein. Er gab sein ganzes Kapital in das Geschäft, nützte alle Kredite aus. Marie zitterte.

„Man muß bescheiden anfangen, wir werden die Schulden nie zahlen können!"

François lächelte, François war heiter.

„Jetzt geht es aufwärts. Ich hab meine Glückssträhne!"

Und dann:

„Es ist Zeit, George ist acht Jahre."

Und nochmals „George!", und immer wieder „George!", bis Marie schwieg, bis sie begeistert war, bis sie das Geschäft führte, so wie sie damals als Vertreterin mit seinen Koffern gelaufen war.

Als George neun Jahre werden sollte, wurde François krank. Er hustete Blut. Der Hausarzt wußte nicht viel zu raten, und so fragte François nach den bewährtesten Spezialisten. Er hielt mit ihnen ein Konsilium ab, bei dem man viele türkische Zigaretten rauchte und alter Wein getrunken wurde.

Diese beiden liebenswürdigen Herren schienen sehr zuversichtlich.

„Ein Mann in den besten Jahren … keine Rede von Gefahr! Reisen Sie in einen Höhenkurort. Und wenn Sie vorher noch einiges ordnen wollen, gewisse Verfügungen treffen …"

„Ich werde wieder gesund", sagte François zu Marie und wußte, daß es keine Rettung mehr gab. Er machte lange Spaziergänge mit George, sprach mit dem kleinen Mädchen wie zu einem Mann.

„Ich habe nichts erreicht. Jetzt bist du an der Reihe, du mußt es fertigbringen! Mußt es!

Dein Großvater war der reichste Mann der Stadt, deine Großmutter die beste Frau. Du sollst groß werden, gut, glänzend. Du bist George!"

„Ja!" sagte George. „Ja, François!"

Sie hatten sich ernst in die Augen gesehen, jetzt gingen sie weiter, Hand in Hand durch den lauen Dunst des Frühlingsabends.

Als sie an einer Bank vorüberkamen, die aus dunklen Büschen schimmerte, setzten sie sich. George hockte auf François' Knien, den Kopf an seine Brust gelehnt.

Er atmete hastig; sein Gesicht verschwamm schwärzlich in der Dämmerung, bald leuchtete nur mehr das stumpfe Rot der brennenden Zigarre. Nach einer Weile schwirrte sie als winzige Sternschnuppe zu Boden.

Irgendwo, weit weg von ihnen, heulte ein Hund. Dann war es wieder still.

Den Kopf an ihre Stirn gelehnt, fing François leise an zu singen:

„It's a long way to Tipperary,
it's a long way to go …"

„It's along, long way …", summte George mit. Es war dunkel geworden, und sie sangen immer lauter, weil sie beide voll Angst waren. – – –

George verstand nicht, was geschah. Aber es war etwas Schweres, Großes. Etwas Entsetzliches stand über François, war ganz nahe, und man konnte ihm nicht helfen.

Mama weinte, und Berta sagte einmal „sterben“. Mußte François sterben? Er durfte nicht, nein, George erlaubte es einfach nicht! François war die Welt!

François lag viele Wochen zu Bett, kämpfte, noch immer lächelnd, um das bißchen süße Leben. Wurde durch Fieber und Schmerzen gehetzt. Einmal, nachts, rief er immer wieder:

„Mama! Mama!“

In dieser Nacht starb er.

Nach François' Tod hatte George die Herrschaft an sich gerissen. Überempfindlich, elend und verlassen ohne den Vater, tyrannisierte sie ihre Umgebung.

Marie sah in den schweren, schwarzen Kleidern armselig und bemitleidenswert aus. Ihr schönes, gesundes Gesicht war vom vielen Weinen aufgedunsen und matt geworden.

Berta half ihr jetzt im Geschäft. Abends kamen sie stumpf und müde heim, saßen nach dem Nachtessen über Einnahmebüchern und Spesenrechnungen.

Das Gas summte in der Lampe. Draußen klatschte Regen nieder. Das Dienstmädchen kam, warf mit Geklapper Kohlen in den Ofen. Es war ein frostiger, kühler Mai, ohne Sonne und Wärme.

„Siebzehn und vier ist einundzwanzig, sechsundzwanzig, dreiunddreißig …"

Marie addierte, flüsterte die Zahlen und schrieb am Ende eine klobige, schiefe Ziffer hin.

Berta trug die Endsummen in ein Buch ein, sehr sauber, mit unendlicher Sorgfalt. Ihre Zungenspitze glitt langsam von einem Mundwinkel zum andern.

Endlich war alles fertig, die Geschäftsbücher wurden zugeklappt.

Sie saßen alle drei unbeweglich auf den Stühlen, sprachen kein Wort. Dann sagte Marie:

„Willst du nicht Klavier spielen, George?"

George zuckte mit den Schultern. Aber sie stand doch auf, ging mit kleinen, absichtlich langsamen Schritten zum Flügel. Krachend schlug sie den Deckel zurück.

Marie fuhr auf.

„Du verdirbst die ganze Politur!"

„Ja, und –?“

Die Mutter gab keine Antwort.

George warf ungnädige Blicke um sich. In rasender Eile begann sie, eine Sonatine zu klimpern, griff absichtlich daneben, ließ das Pedal dröhnen.

Mitten drin brach sie ab und sah ins Zimmer, zur Mutter.

Aber die rührte sich nicht. Die Hände schwer auf den Knien, den Kopf vorgeneigt, saß sie da und begriff gar nicht, daß George sie kränken wollte.

Ganz langsam hatte George sich wieder umgedreht. Sie fing den zweiten Satz an. Ruhig und sanft ging das Andante zu Ende.

„Wenn du willst, kannst du schon ordentlich spielen“, sagte Marie. „Wenn François dich hören könnte …“

Sie stockte. Plötzlich schlug sie die Hand vors Gesicht, mit einer ungeschickten Bewegung, alle Finger auseinandergespreizt wie ein Dorfkind.

„François, François?“

Sie rief nach ihm, weinerlich, als hielte er sich nur trotzig im Nebenzimmer versteckt. Aber da nichts laut wurde als das ungeduldige, harte Ticken der Uhr, schrie sie noch einmal:

„François!“

Es war ein verzweifeltes, jämmerliches Heulen. Sie mußte immer wieder von neuem begreifen, daß er tot war, unwiderruflich tot und für alle Ewigkeit.

Berta lief zu ihr hin, faßte ihren Kopf.

„Mama, du sollst nicht … du darfst nicht …“

Aneinandergelehnt weinten sie zusammen weiter, wurden allmählich ruhiger.

George saß noch immer vor dem Klavier. Ganz gerade saß sie, die Arme eng an den Leib gepreßt.

Die beiden merkten nicht, daß sie aus dem Zimmer schlich.

Im dunklen Korridor blieb sie stehn, hielt die dünnen, mageren Hände auf den Mund gedrückt.

Die Köchin hatte Schritte gehört, machte die Tür auf und streckte den Kopf vor. Das Licht fiel auf den Korridor.

George stolperte in die Küche.

„Zehn ist's, du sollst ins Bett", brummte das Mädchen.

„Gleich."

Sie setzte sich auf den Küchentisch, sah zu, wie die Köchin das Geschirr einräumte.

„Kathrinchen, sing doch!"

„Sing du."

„Nein, ich kann nichts."

George studierte aufmerksam ihre Hände. Am rechten Zeigefinger war ein Tintenfleck.

„Mir fällt nichts ein, Kathrinchen. Vielleicht, wenn ich nachdenken würde – –." Sie machte eine Pause, sah die Köchin erwartungsvoll an.

Aber die rührte sich nicht.

„Es ist schon möglich, daß mir vielleicht was einfällt."

Keine Antwort.

George pfiff durch die Zähne wie ein Gassenbub, brach plötzlich ab und senkte den Kopf.

„It's a long way to Tipperary,
it's a long way to go …"

Kathrinchen hatte sich hingesetzt und sah mit wasserhellen Augen das singende Kind an. Was die feinen Leute alles können: Englisch ist das!

„It's a long, long way to Tipperary,
to the sweetest girl I know."

George ließ die Arme matt hinunterhängen. Ihre Stimme war dünn und zittrig.

„Weinst du?" fragte das Mädchen.

„Nein. Es ist nur so viel Rauch in der Küche. Rauch und Dunst – ekelhaft ist deine Küche!"

„Good bye, Piccadilly,
far well Leicester Square,
it's a long way …"